

Kiepenheuer
& Witsch

Christoph Schlingensief

Herausgegeben von Aino Laberenz

Ich weiß, ich war's



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2012

© 2012, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Peter Hönnemann/www.peter-hoennemann.de

Gesetzt aus der Joanna und The Sans

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04242-9

Zwischenstand der Dinge I

So, heute ist der 31. Juli 2009. Es ist viel passiert, seitdem ich das letzte Mal in meine Maschine hier gesprochen habe, darüber kann ich vielleicht später noch mal etwas erzählen. Eigentlich erzähle ich die Dinge auch wieder mehr mir selbst – jedenfalls versuche ich's erst einmal. Ich bin inzwischen natürlich weitaus distanzierter, nicht so aufgerissen wie damals im Krankenhaus, auch nicht so ausgeliefert. Allerdings merke ich, dass in den letzten Wochen doch einiges anders geworden ist in mir drin. Es wächst immer mehr diese komische Angst, dass doch alles nur eine zeitlich begrenzte Angelegenheit ist, und zwar nicht eine von zwanzig Jahren oder dreißig Jahren, sondern eine Zeitbegrenzung, die mir einfach nur Kummer bereitet. Weil ich denke, es könnte auch sein, dass man schon nächstes Jahr weg ist. Also dass ICH schon nächstes Jahr weg bin.

Denn mein Körper gefällt mir gar nicht mehr, der ist eine sehr schwere Unternehmung. Ich fühle mich nie mehr so richtig leicht, alles ist fremd und es drückt mich unglaublich in der Seelengegend. Wenn ich sagen sollte, wo die Seele liegt, dann würde ich sagen: im Brustraum. Und ich habe komischerweise auch nicht mehr die Hoffnung, dass das alles jetzt wieder wie neu wird, sondern ich spüre so etwas wie Stagnation. Kann auch daran liegen, dass ich die Antidepressiva abgesetzt habe, was eine ziemlich harte Angelegenheit war, weil ich ja doch fast ein Jahr lang immer wieder etwas genommen hatte. Aber ich hab mich halt auch immer wieder gefragt, wer ich denn bin, wenn ich so etwas nehme, ob ich mich da-

durch nicht zu sehr verändere. Das war ja bei mir auch der Grund, keine Drogen zu nehmen. Weil ich immer befürchtet habe, dass ich dann nicht mehr Herr meines Willens bin. Mit 21 hab ich mal Kokain genommen, ich wollte Drehbücher schreiben wie Fassbinder, möglichst schnell, drei Stück in einer Nacht. Doch ich hatte die ganze Nacht über Erstickungsanfälle, weil das Zeug wohl gestreckt war, sodass ich gar nicht zum Schreiben gekommen bin. Am nächsten Morgen standen zwei Wörter auf dem Zettel: »Ich« und »fertig«. Einmal hab ich's noch probiert, stand wieder nichts auf dem Papier – da hab ich's gelassen.

Aber diesmal ist der Kampf um den Willen eigentlich schon eine verlorene Schlacht für mich. Das heißt: Der Wille ist von mir nicht zu besiegen. Der scheint wie eine Nachricht in mir zu schlummern, er weiß, dass es irgendwann zu Ende ist, und er weiß wahrscheinlich auch schon, wann. Alles, was ich dagegen unternehme, ist ein Aufbäumen gegen eine Staatsmacht, die sowieso nicht zuhört.

Morgen steht auf jeden Fall ein großer Tag bevor. Gleich um drei kommen die Verwandten am Bahnhof an, dann fahren wir los, und morgen, am 1. August, heiraten Aino und ich. Das Wetter ist wunderschön und soll auch so bleiben, eigentlich müsste ich mich nur freuen. Aber so ist es eben leider nicht.

Gestern ist auch noch Peter Zadek gestorben. Ich weiß nicht, ob es daran lag, jedenfalls bin ich schon gegen neun ins Bett gegangen. Mit einem total schlechten Gewissen, weil ich überhaupt nicht mithelfen konnte bei Ainos Organisation. Ich lag nur im Bett, habe geschlafen wie ein Toter und geträumt, dass Ainos Ehering von einem Juwelier so schmal gearbeitet worden war, dass sie ihn kaum tragen konnte. Peter Zadeks Tod lässt mich nicht los, weil ich zu ihm eine ganz besondere innere

Beziehung habe. Dabei haben wir uns gar nicht oft gesehen, wir haben uns öfter mal angerufen, einmal war ich auch bei ihm und Elisabeth in der Toskana, mehr war eigentlich nicht. Ich weiß auch nicht, er ist einfach ein besonderer Mensch für mich. Und jetzt ist dieser besondere Mensch tot.

So, da bin ich wieder, es ist der 3. September und mir geht es nicht gut. Als hätte ich es vor der Hochzeit gehaut, dass ich dieses Gerät irgendwann wieder brauchen werde. Und natürlich sind diesmal Hintergedanken dabei. Denn man kann so einen ersten Bericht nicht so stehen lassen, das geht nicht. Das erste Buch kommt mir inzwischen wie eine zwar völlig ehrliche, aber auch wie eine sich selbst blendende Aufzeichnung vor. Bei aller Liebe, bei allem Wohlwollen, bei aller Zuneigung zum Leben, zum Lebenwollen, zu seiner Geliebten, zur Natur, zu allen Menschen bastelt man sich aufgrund der Ereignisse, die da über einen herfallen, halt die entsprechenden Bilder. Und mir kommt es so vor, als würden diese Bilder mich überwältigen wollen, als wäre man abhängig. Ich zumindest, nicht man: Ich bin abhängig von Bildern. Ich brauche immer Bilder, Bilder, Bilder. Und ich weiß im Moment wirklich nicht, wo die Essenz sein soll.

Ich habe also den Hintergedanken, dass es ein zweites Buch gibt. Weil ich glaube, dass es kein gutes Ende nimmt. Und wenn, dann kann ich mich nicht damit begnügen, eine kleine Fahrstrecke beschrieben zu haben, sondern dann, finde ich, ist es auch richtig zu sagen: Ich bin irgendwann im Eis stecken geblieben, ich bin nicht zum Nordpol gekommen, ich habe nicht den Mond erreicht, ich habe meine politischen Ansichten nicht durchsetzen können, ich habe auch keine Massenbewegung erzeugt, ich habe keine Kunst kreiert, die sich durchsetzen wird.

All diese Sachen, all diese Wünsche und Sehnsüchte, die man hatte und die man nicht erfüllen konnte, der Selbstbetrug, das Scheitern – das ist doch wichtig, dass man das bekannt gibt, für sich selbst und vielleicht auch mal zum Nachlesen. Mein Gott, was soll daran falsch sein? Im Moment lese ich fast jede Woche einen Artikel, dass es jetzt reichen würde mit der Krebsliteratur: »Lasst uns in Ruhe mit euren Krebsberichten« oder wörtlich: »Wer hat geil Krebs?«. Ich versteh das nicht. Ich verstehe nicht, wie so etwas möglich sein kann in Deutschland. Im Kern habe ich mich in diesem Land nicht wohlgeföhlt. Ich finde, dieses Deutschland ist eine unglaublich selbstbetrügerische Veranstaltung. Es hat sich gegen sich selbst gewandt, es ist voller Selbsthass, es hat die ganze Zeit das Gefühl, dass es etwas gutmachen will, aber nicht weiß, wie. Und vor allem will es möglichst nicht gestört werden in dieser Unfähigkeit, etwas gutzumachen. Natürlich kann ich auch nicht leugnen, dass ich sehr deutsch bin.

Aber darum geht's ja gar nicht. Es geht darum, dass dieses Deutschland mir gerade wirklich die Luft abschnürt in seiner Betrachtung von Kunst und Kultur. Ich meine, dieses Land ist doch gar nicht interessiert an Kultur. Es ist ein hochkulturelles Land, klar, aber ist es wirklich interessiert an Kultur? Kultur ist doch auch, Erfahrungen zu machen, etwas entdecken zu wollen – und das können wir hier nicht. Jemanden, der hier mal eine wirkliche Erfahrung von sich einbringen will, müssen wir sofort als Boulevard verleumden oder als einen Menschen, der sich nur wichtigtun will. Weil: Wir leben ja noch, wir haben keine Probleme. Wir haben nur die Pendlerpauschalprobleme, wir haben die Verspätung bei der Bundesbahn. Und wir haben das Problem, dass wir keinen Wahlkampf mehr haben: Wir wollen was hören, aber wir hören nichts. Das sind unsere Leidenthemen. Aber was

zum Beispiel so ein Hartz-IV-Empfänger aushalten muss, der sagt, ich möchte auch mal verreisen, verdammt, ich möchte auch mal meinen Kindern zeigen, was es heißt, ein anderes Land zu besuchen – so etwas wollen wir nicht hören. Ich meine, wir ziehen gerade Kinder auf, die haben keinen Begriff von Europa, die haben keine Idee davon, was es heißt, in einem anderen Land zu leben. Solche Kinder ziehen wir auf in Hartz-IV-Wohngemeinschaften mit Ein-Euro-Jobs und der Papa muss den Müll wegräumen und die anderen Kinder lachen drüber. Das ist Deutschland.

Ach, ich weiß auch nicht, ich bin heute Abend wirklich sehr aufgebracht, ich habe eben auch das Gefühl, dass nicht unbedingt alles so weiterlaufen wird, wie ich es mir noch gedacht habe vor einem halben Jahr.

So sieht's also aus: »Wer hat geil Krebs?« So einen Dreck schreibt jetzt also der *Freitag*? Boulevarddreck wie der Artikel in der *FAZ*: »Lasst uns mit eurem Krebs in Ruh?« Sollen wir wirklich unsere Schnauze halten? Noch vor einer Woche bittet mich die Chefredaktion vom *Freitag*, ich solle doch bitte den Aufruf für den Rückzug der deutschen Bundeswehr aus Afghanistan unterschreiben. Da war ich noch in den Flitterwochen. Und nun bekomme ich so einen Dreckscommentar zu lesen? Habe ich jetzt Freitagskrebs? Sie haben doch nicht mehr alle Tassen im Schrank oder besser ausgedrückt, ihr habt gewaltig den Arsch auf. Wie viele Leute haben Krebs und sehnen sich danach, dass sie mal nachlesen können, was da eigentlich los ist. Und zwar nicht in diesen Horrorforen im Internet mit allem Horrorschnickschnack, den man sich vorstellen kann. Sie können gerne mal zwanzig Sonderausgaben mit all den Zusendungen von Krebskranken, Verwandten, Priestern, Ärzten usw. als Sonderdruck rausbringen. Die Briefe liegen hier bei mir. Menschen, die nicht mehr wissen, was sie

22 Ich weiß, ich war's

tun sollen. Die keinem Gott im weißen Kittel ihre Fragen stellen wollen, weil sie Angst haben, anschließend blöd behandelt zu werden. Wissen Sie eigentlich, was man als Krebskranke für eine unglaubliche Angst hat? Haben Sie überhaupt eine minimale Ahnung von dem, was Sie schreiben? Sollen wir alle ganz ehrenhaft schweigen, damit wir diese schreienden Gesundheitsbilder im TV nicht stören? Supermodels, kräftige Haare, weiße Zähne, Adoniskörper, dazu noch erfolgreiche Börsenkurse – und wir Kranken sind zu laut? Wie bitte? Ich kenne mittlerweile Tausende von Leuten, die Angst haben, zu ihrem Krebs, zu ihrer Verzweiflung, zu ihrer Depression Fragen zu stellen. Wir schreiben mittlerweile unter www.geschockte-patienten.de. Nicht um uns den neuesten Darmkrebs auszumalen, sondern um uns selber zu fragen: Bist du noch autonom? Was war das eigentlich für eine Autonomie, bevor du den Krebs oder ALS oder MS bekommen hast?

Was Sie beim *Freitag* da mit dem *Spiegel* zu rupfen haben, ist mir scheißegal. Mir geht es um jeden Einzelnen, der Angst hat, Fragen zu stellen, seine Ängste zu formulieren, sie zu transformieren, seine Autonomie zu suchen, auch wenn er dann in Ihrem pseudoengagierten Kreis nichts mehr zu suchen hat. Es sei denn, dass er sich gleich am Eingang als gescheiterter Leidenspatron zu erkennen gibt. Aber da haben Sie sich sehr verrechnet!

Ich habe doch selber während der Extremphasen nach Literatur und Aufzeichnungen gesucht! Nach Notizen von jemandem, der diese Fragen nach Gott, nach dem Arzt, nach dem Vorgang der Behandlung usw. möglichst sachlich mitteilt. Warum nicht also mal direkt nachfragen? Warum geben Sie Ihr Minibudget nicht endlich mal dafür aus, dass Sie Kranke besuchen, dass Sie Fragen zur Gesundheitsreform stellen. Mal was zur Einsamkeit fragen. Bei dem, der seinen Job verloren hat, keine Familie besitzt und kaum Freunde hat und dann auch noch gegen weiße Flecken im Körper als

stumme Todesboten zu kämpfen hat. Was sagt der über so einen Scheißkommentar?

Ach, lass doch, sagen meine Freunde, nicht mal ignorieren würde ich das! Nein, nein, sage ich! Ganz im Gegenteil! Seit einem Monat bin ich verheiratet und seit einer Woche wieder zu Hause in Berlin. Mir geht es eigentlich sehr gut. Ich habe zugenommen, meine Haare sind mittlerweile lockiger geworden, meine Entzündungen auf der Haut sind verschwunden, die abfallenden Fußnägel sind wieder gut. Und gestern war ich wieder zur Kontrolle in der Röhre und – wie soll ich's sagen –: Meine verbliebene Lunge, rechte Seite, ist wieder voller Metastasen.

Was nun? Schnauze halten? Größe zeigen und Schnauze halten, wie Sie fordern? Ich denke gar nicht daran! Ich werde bis zum letzten Moment von dem erzählen, was Sie sich nicht vorstellen können. Wenn ich Sie damit nerve, dann legen Sie mein Buch oder meine Texte einfach zur Seite. Saufen Sie sich die Sache abends gemütlich. Denken Sie, es wäre Ostersonntag und alle sind bereits in den Himmel oder ins Nirwana oder in die Hölle gefahren. Es ist superruhig, die Natur duftet – und Sie sitzen ganz alleine an Ihrem Schreibtisch und wissen auch nicht, was das zu bedeuten hat. Einfach schön ruhig bleiben, kann ich Ihnen nur raten. Zum Glück ist keiner mehr da, der Ihren Scheiß anhören kann. Und das haben Sie sich doch insgeheim schon immer mal gewünscht! Na bitte, geht doch!

(3. September 2009, Kommentar auf freitag.de)

Am Tag vor der Hochzeit, als ich zum ersten Mal wieder in meine Maschine geredet habe, hatte ich schreckliche Angst, dass ich das alles nicht durchhalte. Auch die Wochen vorher war ich so depressiv, dass ich einfach alles infrage gestellt habe, sogar die Hochzeit. Aber dann sind wir losgefahren, zu diesem Schloss, wo wir gefei-

ert haben: ein wunderschöner Ort, mit einem Fluss, kleinem See und riesigen Wiesen, die Räume des Schlosses nicht kaputtrenoviert, man konnte unter dem Putz noch die Struktur der Steine spüren – und in der Kapelle gab's gleich drei Altäre. Das war schon mal sehr schön.

Abends saßen wir dann alle zusammen, ganz friedlich; und ich hatte ein Gespräch mit Franz, dem kleinen Sohn von Martin und Margarita. Franz ist sechs, würde ich mal sagen, vielleicht ist er auch neun, ich weiß es nicht genau. Er sieht jedenfalls aus wie aus »Emil und die Detektive«, da könnte er sofort mitspielen. Wir haben uns also unterhalten, über dies und das, und dann sagt der plötzlich, dass es doch sein könnte, dass manche Menschen jetzt erst leben, obwohl sie zum Beispiel schon um 1600 hätten leben sollen. Oder dass Leute jetzt schon leben, die eigentlich erst in der Zukunft leben sollten. Dass da also die Zeit durcheinandergeraten sei. Wie kommt so ein Knirps dazu, solche Gedanken zu haben, hab ich überlegt. Dann fiel mir ein, dass ich als Kind auch immer so komisches Zeugs gedacht habe. Zum Beispiel dass ich früher manchmal das Gefühl hatte, es gäbe irgendwelche Abkürzungen, von denen niemand weiß. Man könnte also von unserem Haus in Oberhausen schon in einer Minute oben an der Marktstraße sein, man müsste nur den richtigen Weg gehen. Oder ich hatte das Gefühl, dass ich einen Ort kenne, weil mir alles sehr bekannt vorkam, obwohl ich noch nie da war; oder ich dachte, dass ich jemanden schon mal gesehen hatte, aber nicht jetzt, sondern vor hundert Jahren. Solche Sachen hat auch der Kleine plötzlich vom Band gelassen, als kleine Überlegungen für sich. Wir waren echt baff. Beim Zubettgehen dachte ich nur, das allein ist die Sache schon wert, dass ich so etwas hören konnte. Diese Umpolungen im Raum und in der Zeit. Und dass ich mal überlegen sollte, ob ich nicht vielleicht auch zu früh ge-

boren bin oder zu spät. Dass ich vielleicht die ganze Zeit etwas machen wollte, was heute gar nicht mehr geht. Oder was noch nicht geht – und dass ich deswegen nicht so gut zurechtkomme hier.

Am Hochzeitstag selbst war ich voller Energie. Nein, nicht Energie, das kann ich nicht sagen, ich hatte einfach keine Schmerzen. Und die Sonne hat geschienen, all meine tollen Freunde, mit denen ich schon so viel erlebt habe, waren da – alles ein Riesenglück. Ich habe Gott gedankt und allen Ahnen, die daran beteiligt waren, weil es mir in dem Moment wirklich so vorkam, als sei das alles ein Geschenk. Denn man sieht plötzlich, wie viel doch schon passiert ist im Leben, was alles schon an Gutem in der Chronik steht. Das muss man sich immer wieder ins Bewusstsein holen! Das habe ich noch nicht so gut drauf, vielleicht kann ich das noch ein bisschen trainieren.

Es kam dann der Moment, als mich meine Freunde zu dem kleinen Fluss geführt haben, wo ich auf Aino warten sollte. Und ich weiß noch, ich fühlte mich wohl, als ich da so stand. Ich hatte mir einen wirklich sehr schönen Anzug besorgt, meine Haare waren wieder gewachsen und ich hatte auch kaum noch Pickel, weil ich vorher die Metastasen-Tablette abgesetzt hatte. Das sind alles Themen, die ja fast nie besprochen werden. Die müssen jetzt auch nicht auf die Titelseiten, ganz sicher nicht, aber man muss das doch anderen Kranken – und vielleicht auch den Gesunden – mal erzählen dürfen: Es kann passieren, dass du dich selber nicht mehr magst. Nicht unbedingt, weil du stinkst oder tatsächlich doof aussiehst, sondern weil du denkst: Was ist mit meinem Körper? Ich hatte doch da mal Haare, mein Bein ist so komisch, da sind so viele Pickel, meine Nase ist so dick. Oder es kann passieren, dass du einfach keinen Hunger mehr hast, weil alles nach Pappe schmeckt. Alle essen und schlemmen

und haben Spaß, das dauert dann von acht bis elf und du guckst schon um halb neun auf die Uhr, wann denn endlich die Nachspeise kommt, weil du nach Hause willst.

Na ja, an meinem Hochzeitstag hatte ich glücklicherweise doch sehr viele normale Gefühle. Und als Aino den Weg entlangkam, von ihrem Vater geführt, war sie so schön, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ich war völlig hin und weg. Man sieht das ja immer in Filmen oder in Fernsehshows, dann denkt man, ja, ja, gäh, da kommt die Braut im Brautkleid und alle sind aus dem Häuschen und weinen und so. Aber als Aino auf mich zukam, war das ein Bild, was ich für immer im Kopf haben werde. Aino sah aus, als wäre sie ein Wesen gewesen, in dem Raum und Zeit plötzlich eins geworden sind. Ja: Aino war in dem Moment ein Raum und eine Zeit, alles zusammen, alles ist durch sie hindurchgeflossen. Wunderwunderschön. Dann sind wir in das kleine Ruderboot gestiegen und ich weiß noch, dass Aino ihrem Vater immer sagen musste, wo er auf dem Weg zum See langrudern muss, mehr links, mehr rechts, dann gab es ein kleines Häuschen im Wald, darin stand Friederike und sang dieses Lied von Edvard Grieg. »Ich liebe dich, ich liebe dich wie nichts auf dieser Erde«.

Ach, es reißt mich, die Strophen kann ich jetzt nicht aufsagen, ich muss den Text mal raussuchen. Es ist jedenfalls ein wunderschönes Lied, das durch den ganzen Park hallte. Und als wir um die Kurve kamen, stand oben am See die ganze Hochzeitsgesellschaft, es war überwältigend, all die Freunde und Unmengen Kinder, die als Blumenmädchen verkleidet waren, in Kostümen aus dem »Parsifal«, die Sabine, die Frau von Voxi, besorgt hatte. Das sah so süß aus. Die Standesbeamtin war auch ganz wunderbar, sie freute sich, weil es das erste Mal war, dass sie eine Trauung draußen machen konnte, und als sie die

Rede hielt, hat sie leicht gezittert, war aufgereggt, teilweise auch etwas traurig. Aber nicht negativ traurig, sondern einfach nur gerührt. Und ich habe die ganze Zeit Ainos Hand gehalten.

Na ja, dann wurde eben alles besprochen, wir haben »Ja« gesagt, uns gegenseitig die Ringe angezogen, unterschrieben und ganz lange geküsst. Und dass ich jetzt eine Frau habe, ist für mich ein unglaubliches Glück.

Das klingt bestimmt präventiös, aber es ist wahrscheinlich tatsächlich so: In meinem tiefsten Inneren habe ich nie glauben können, dass mich jemand wirklich mögen, wirklich lieben kann. Weder mich noch die Sachen, die ich gemacht habe. Natürlich wollte ich, dass die Leute das mögen und ich dafür geliebt werde. Ich habe mich ja auch immer voll in alles reingestürzt. Aber wenn sie dann tatsächlich mal gejubelt haben, war ich sofort skeptisch, weil ich dachte, das kann gar nicht sein, da stimmt doch was nicht.

Das liegt wahrscheinlich an einer Geschichte von früher – nicht nur, aber das war schon ein Donnerschlag damals. Da habe ich mit 16 beim WDR in der Kinderredaktion einen Super-8-Film vorgeführt, den ich mit meiner Oberhausener Amateur Film Company gedreht hatte. Der Film ist eine Komödie, heißt »Mami, wir drehn 'nen Film« und handelt von einem Mann, der mit seiner Familie einen Film dreht. Die Dreharbeiten laufen komplett schief, ein totales Desaster, am Ende während der Kinovorstellung explodiert das ganze Haus und die Oma sitzt im Rollstuhl und sagt: »Hans, Hans, du musst aber auch immer alles übertreiben.« Das ist der letzte Satz des Films.

Den hab ich also beim WDR vorgeführt, dann ging das Licht an – es war eine Stimmung wie im Eiskeller – und ein Redakteur stand auf und sagte: »Ich weiß nur eins, wenn ich den Film sehe: Du wirst in deinem Leben niemals einen Men-

schen lieben können. Denn du hast dich nicht für die Personen interessiert.« Das war natürlich gerade in der Pubertät ein Hammerschlag: Du wirst niemals einen Menschen lieben können?

Da habe ich so gekämpft in meinen ersten Beziehungen, weil ich dachte, ich bin wahrscheinlich gar nicht aufrichtig. Ich weiß gar nicht, wie lieben geht. Wer bringt mir das jetzt bei? Das Sexuelle ist das eine, aber wer bringt mir bei, einen Menschen zu lieben? Und diese Unsicherheit ist im Großen und Ganzen auch geblieben. Vielleicht weil ich so viele widersprüchliche Gefühle in mir habe: Es gab eben auch diese Abneigung gegenüber vielem auf der Erde, eine gewisse Unlust, am Leben teilnehmen zu müssen, manchmal sogar einen gewissen Ekel, aber gleichzeitig war da auch immer das Gefühl, dass diese Welt so wunderschön und toll ist, dass es so großartig ist, hier sein zu dürfen – eine komische Zwiespältigkeit war das in mir. Und in dieser Zwiespältigkeit habe ich mir selbst nicht getraut. Wenn du nicht weißt, wie lieben geht, dann kann doch auch dich niemand lieben. Und immer wieder habe ich nach dem Punkt gesucht, wo ich lieben kann. Ohne Ambivalenz.

Aber solange man so etwas unbedingt will, wird's ja nix. Entweder man liebt oder man liebt nicht. All dieses Durcheinander hat mir eigentlich erst Aino genommen, damals im Krankenhaus, als ich sie wegekeln wollte, sie aber geblieben ist. Nur gesagt hat: »Ich bleibe, weil ich dich liebe.«

(2. Februar 2010, Interview mit Gero von Boehm)

Ich glaube, ich bin gestern eingeschlafen beim Erzählen. Also es war wirklich eine unglaublich schöne Hochzeit. Man kann es nicht beschreiben, so schön war's.

Und das ist auch das Bild gewesen, was ich als Hoffnung und als Glück in mir hatte. Nämlich dass ich jetzt mit meiner Frau ein ganzes Leben vor mir habe, egal wie

kurz es sein wird, dass ich mit meiner Frau diese Reise mache, Flitterwochen, und dass ich dann zurückkomme, in die Röhre gehe und mal gucke, ob diese Tablette noch wirkt oder nicht mehr wirkt. Tja, und dann kam halt der Tag. Da sah man eben, dass meine ganze rechte Lunge wieder voll ist mit diesen weißen Wölkchen. Also voll mit Metastasen, so viele, dass man sie kaum zählen kann.

Ich hoffe trotzdem, dass sich alles zum Guten entwickelt. Schließlich habe ich diese Wölkchen schon mal wegbekommen.

Es ist der 17. September, ich sitze gerade im Zug und fahre nach Osnabrück, um Henning Mankell zu treffen. Der bekommt dort gleich den Friedenspreis. Das hat er mir erzählt, als wir uns vor ein paar Tagen in München bei der Wiederaufnahme von »Mea Culpa« gesehen haben. Das ganze Team zu treffen war toll, und in zwei Tagen 5000 Zuschauer, ein Riesenerfolg, das war echt der Wahnsinn. Klaus Bachler, der Intendant, war auch glücklich und hat mir für 2012 den »Tristan« angeboten. Und mich gefragt, ob ich nicht nächstes Jahr in dem neuen Gebäude, das von dem Architekturbüro Coop Himmelblau vor der Oper aufgebaut werden soll, die Eröffnung der Münchner Opernfestspiele machen könnte. Auch toll. Vor allem weil ich hoffe, dass ich das kombinieren kann mit der Arbeit in Burkina Faso.

Ich rede jetzt gerade so schnell, damit alles raus ist an Infos. Denn die Hauptinfo ist eigentlich, dass ich gerade ziemlich abstürze. Als ich in München rauskam auf die Bühne – die Leute haben echt nur noch frenetisch geklatscht und gejubelt und getrampelt –, war das für mich wie ein Abschied. Ich habe das gespürt, beim Blick in das Dunkle: Die Leute haben mich verabschiedet. Ich meine: Was sollen sie auch denken? Überall, wo ich hinkomme:

Christoph, du Armer, wie sieht's aus bei dir? Wie geht's dir und deinem Krebs? Und klar, ich tue ja auch selbst alles dafür: Gefühlte zehn Krebsbücher hab ich geschrieben, alles Bestseller, dazu sechzig Theaterstücke, Krebsopern, auch alles Bestseller.

Tja, so ist das jetzt. Es ist schon eine Selbstentfremdung, die da stattfindet. Andere Menschen kann ich auch nur noch schwer aushalten. Besonders in Berlin. Deshalb wollte ich ja weg und bei René Pollesch in Zürich mitspielen. Der fand die Idee auch erst mal gut. Inzwischen habe ich aber das Gefühl, dass das auf der Kippe steht, weil René vielleicht doch keine Lust hat, seine Arbeit wegen mir irgendwie zu verändern. Vielleicht denkt er auch: Wenn Christoph kommt und nicht gleich als Mittelpunkt behandelt wird, dann wird der doch unangenehm.

Das ist ja auch nicht ganz falsch. Vielleicht ist es im Moment wirklich besser, wenn ich mehr alleine bin. Vielleicht sollte ich die Zeit nutzen und alle Kraft in das Afrika-Projekt reinlegen, damit es weiter ans Laufen kommt. Die Karten liegen ja nicht schlecht und ich habe das Gefühl, jetzt mehr entscheiden zu müssen: Was will ich eigentlich damit anfangen? Kulturelle Begegnung, kultureller Austausch – was kann das denn heißen? Dass ich dann hierher zurückkomme und tanzende und trommelnde Afrikaner präsentiere, das ist es ja wohl nicht. Oder dass ich zeige, dass die jetzt da unten auch mal den Wagner spielen, das ist es ja wohl erst recht nicht. Vielleicht wäre es interessant, eine Oper wie »Intolleranza 1960« von Luigi Nono mal in Afrika zu proben, um zu sehen, was passiert, wenn so ein humanistisches Ding in diesem Kontext erscheint. Ob ein Begriff wie Intoleranz auf dem afrikanischen Kontinent überhaupt eine Bedeutung hat. Unsere europäischen Gedanken zu Toleranz und Intoleranz, unsere Ansprüche ans Leben und ans Geliebt-

werden sind ja mittlerweile so gefressen vom System, dass es inzwischen die Rechtsradikalen sind, die sich auf den Plakaten als die Tolerantesten verkaufen können. Die sagen einfach: Wir wollen, dass hier endlich wieder Frieden ist und keine Ausländer verhindern, dass hier Sauberkeit herrscht. Die machen hier alles dreckig, also sind die Ausländer uns gegenüber intolerant.

Genau das ist der Irrwitz in dieser Gesellschaft. Und das ist auch der Punkt, warum ich in Deutschland vielleicht nie mehr glücklich werden kann und auch nicht will.

Ich glaube, ich muss mich wirklich retten hier, muss mich zurückziehen und mir einfach sagen: Mit Aino ist alles okay, sie macht jetzt hier in Berlin einfach ihre Proben, danach macht sie Zürich und ich bin einfach mal nicht dabei. Mal sehen, ob ich das aushalte, wahrscheinlich nicht. Ich habe keine Ahnung, aber so geht das alles nicht weiter. In mir ist das Unsterbliche. Und das Unsterbliche tötet mich. Das ist ein neuer Gedanke, den ich gern noch weiter ausführen würde.

10. OKTOBER 2009, HAMBURG, THALIA-THEATER

Unsterblichkeit kann töten

Guten Abend, meine Damen und Herren, ich freue mich riesig. Wirklich, so viele Leute habe ich nicht erwartet. Samstagabend und dann noch so knapp nach dem Fußballspiel. 1:0, wir haben's geschafft, Deutschland ist dabei! Toll! Das erleichtert uns den Abend natürlich, das macht uns alles noch süßer als überhaupt möglich. Ich bin heute zum zweiten Mal unterwegs, ich habe auch gelernt, dass ich das Aufnahmegerät anmachen soll, damit man nachher wegen möglicher Anzeigen gegen mich besser reagieren kann ...

Nee, aus der Zeit bin ich raus. Früher habe ich ja öfter Sachen gesagt auf der Bühne, die dann später zum Orkan wurden. Das lasse ich inzwischen sein. Ich will mein eigenes Verfahren und klage mich lieber selbst öfter an und hoffe auf Milde.

Ich muss ehrlich sagen, dass ich ein bisschen gerührt bin, wieder hier in Hamburg zu sein, weil die »Bahnhofsmission« damals schon etwas Tolles war. Diese Lebendigkeit, die da drinsteckte, dieses unglaubliche Rumhüpfen – das war ja ein Irrwitz. Schon am Anfang die Benefizveranstaltung im Schauspielhaus. Die endete, glaube ich, um halb fünf morgens, Irm Hermann und der Typ von der Tagesschau waren bereits eingeschlafen, lagen einfach so rum und diverse Leute vom Schauspielhaus waren schon längst gegangen. Wir hatten eine Aktion gemacht, bei der, glaube ich, 112 Mark reingekommen waren. Ein Desaster.

Ein schöner Moment aber war, als Bernhard Schütz irgendwann meinte, wir müssten ein Zelt von der Bühne in den Zuschauerraum tragen. Als Symbol. Symbole sind ja immer ganz wichtig am Theater. Ein Feuer für all die Menschen in der Welt, die täglich auf Erlösung hoffen, hatte ich schon in »Tunguska« entzündet, meinem ersten längeren Film. Solche Symbole sollen uns ja auch später noch in der Endphase helfen, in meinem Fall natürlich vor allem christliche Symbole, es gibt auch muslimische oder was weiß ich, klar. Jedenfalls ist die Frage, ob sie einem wirklich helfen, ich selbst zweifle mittlerweile sehr daran, weil solche Bilder letzten Endes doch nur Menschen mit diesen Hundeaugen zeigen, die zum Himmel gucken in der Hoffnung, es würde irgendwas passieren. Was ist eigentlich aus dem schönen, flotten Jesus in den Katakomben von Rom geworden? Der lacht ja da auf diesen Wandmalereien, der hat ein weißes Gewand an, der ist glücklich mit sich und macht Witze und Scherze und haut den Pharisäern im Tempel die Tische um – und wundert sich, dass sie ihn scheiße finden ...

Aber egal: Jesus lacht sich offensichtlich kaputt den ganzen Tag und hat jede Menge Spaß mit seinen Freunden. Und dieser Mann wird später nur noch als Trauerkloß dargestellt, Blut hier und Knochen da, ein Hängebackentyp, der mit dürren Beinchen und völlig abgemagert am Kreuz hängt und leidet. Das ist alles schrecklich mühsam, finde ich. Es soll ja keiner lustig sein beim Sterben, aber man kann doch nicht von hier abhauen, wenn man denkt, jetzt komm ich in so eine Trauerveranstaltung rein und hab nur gebrochene Knochen wie im Xantener Dom vor mir.

Da bin ich groß geworden, ja. Im Xantener Dom. Also das heißt, ich war mehrmals in meinem Leben im Xantener Dom, a) weil meine Eltern da immer hingefahren sind,

und b) wegen des römischen Kastells, das wir im Griechischunterricht nachgebaut haben. Ja, ich hatte Griechisch, ich habe auch das große Latinum, aber das hat ja nichts genutzt. Ich kann nämlich deshalb weder Englisch noch Französisch, weil ich Griechisch und Latein gelernt habe. Und weil mein Englischlehrer nach einem halben Jahr Unterricht stocktrunken in eine Baugrube fiel und sich dabei sämtliche Knochen brach. Er konnte also nicht mehr kommen. Stattdessen kam ein Französischlehrer, der machte so ein bisschen halbherzig Französisch mit uns, das war nicht so toll. Und ich war sowieso gegen die Franzosen damals, weil ich gelesen hatte, dass es junge Historikerinnen gab, die behaupteten, dass das Mutterkorn die Revolution in Frankreich ausgelöst habe. Mutterkorn, Ernst Jünger – das ist Ihnen sicher alles bekannt. Trotzdem vorsichtshalber ganz kurz: Dieses Mutterkorn ist eine Art Schimmel und die Grundlage von LSD. Das LSD hat Albert Hofmann (der hat's erfunden) dann mit Ernst Jünger zusammen gelutscht oder gegessen, was weiß ich. Jedenfalls haben die beiden da ein bisschen herumexperimentiert. Dadurch sind dann diese Werke entstanden, in denen es immer um das Hier geht und das Doch-nicht-hier, um das Insekt, den Mond, die Sterne, erst ganz klein, plötzlich ganz groß und dann ist wieder alles ganz klein usw.

Na ja, dieser Ernst Jünger, der hat bei mir noch nicht so richtig gezündet – vielleicht lerne ich seine Sachen mal besser kennen. Mal sehen. Er soll jedenfalls die letzte Zeit in seinem Leben, genau wie Mozart, jeden Morgen eine halbe Stunde in Eiswasser gebadet haben, hat man mir erzählt. Das imponiert mir sehr. Das könnte ich auf keinen Fall. Das würde ich selbst bei lebensverlängernden Aussichten nicht machen. Aber ich wollte ja eigentlich etwas zum Mutterkorn erzählen. Also: Das Mutterkorn ist ein Getreidepilz, der ein bisschen high und aggressiv macht.

Und das habe dann die Französische Revolution hervorgerufen, nichts weiter, sagten diese Historikerinnen. Deshalb war ich gegen Frankreich. Weil ich Revolutionen nur mag, wenn man sie bei vollem Bewusstsein macht. Obwohl Staatenbildungen – das hat mir Alexander Kluge erzählt – nur stattfinden, wenn man im Vollrausch ist. Das heißt, ein Staat bildet sich nie, wenn man sachlich am Tisch sitzt und sagt, mit dir mache ich einen Staat, irgendein sinnloses Brimborium veranstaltet, so, jetzt sind wir ein Staat. Das wird nichts. Die Leute gehen auseinander und am nächsten Morgen ist alles für die Katz. Nein, man muss saufen, saufen, saufen dabei, und am nächsten Morgen, wenn man mit einem dicken Schädel aufwacht, wundert man sich dann, dass man einen Staat gegründet hat. Und keiner weiß mehr genau, wie's geht, das ist wichtig!

Diese Mutterkornsache wollte ich eigentlich viel später erzählen, aber egal. Mittlerweile habe ich nämlich sehr gute Mitarbeiter, die ich auch brauche, weil ich nicht mehr so flott wie früher bin. Deshalb hat mir Michael Gmaj, ein junger Dramaturg aus Leipzig, den groben Ablauf glücklicherweise aufgeschrieben, zum Beispiel wie ich beginnen soll. Da gibt es also die Begrüßung, die habe ich jetzt gemacht, und dann steht da zweitens: Wie geht es mir gerade?

Ja, wie geht es mir gerade?

Es ist so, dass ich vor ein paar Wochen aus den Flitterwochen gekommen bin. Ist ganz toll, verheiratet zu sein, Aino, meine Frau, lässt herzlich grüßen. Sie ist echt knuffig, hatte aber gestern eine ganz harte Zahnoperation – Achtung, Neuigkeiten für die Boulevardpresse! –, die Backe ist allerdings schon wieder abgeschwollen und sie wird es überleben. Aber wir sind eben gerade wahnsinnig interessant für diese Leute vom Boulevard, weil so komische Sachen bei uns passieren. Vieles wissen sie nicht

und das ist auch gut so, aber trotzdem erzähle ich weiter von mir, von uns – und ich finde das eigentlich auch nicht falsch. Ich habe gelesen, man soll keine Krebsliteratur schreiben, weil das unschön wäre und stören würde. Und dann würde das irgendwie auch die Würde der Sterbenden infrage stellen. Das haben jedenfalls ein paar Journalisten vom Stapel gelassen. Ich habe mir nur gedacht, bei acht Millionen Liebesromanen und bei fünftausend Büchern zum neuen Porsche können sechzig Krebsbücher die Suppe beim besten Willen nicht versalzen. Und natürlich wird wieder alles in einen Topf geworfen. Ich halte auch nichts davon, dass irgendwelche Leute mit ihrer Krankheit bis zum Gehtnichtmehr hausieren gehen und nachher noch behaupten, sie hätten den Krebs besiegt. Mir geht es darum, zu sagen, dass diese Krankheit jetzt ein Teil meiner Arbeit ist, weil ich ja Leben und Arbeit nie getrennt habe, und dass ich es deshalb nicht verschweige, wenn ich merke, meine Gedanken werden anders, oder ich bin plötzlich behindert, oder ich kann nicht mehr an die Zukunft glauben so wie andere Leute.

Deutschland hat da in Sachen Kritik natürlich auch einen wahnsinnigen Vorsprung gegenüber anderen Ländern, weil wir grundsätzlich immer schon wissen, was alles nicht klappt, was alles total falsch ist, dass sowieso alles immer nur wegen des Geldes stattfindet, dass der sowieso ganz komische Absichten hat und dass ja sowieso alles ganz mies hier ist. Richtige Lust und richtige Freude sind jedenfalls in diesem Land Mangelware. Ich hab aber – und das kann ich mit gutem Gewissen sagen – ein Leben lang dafür gekämpft, dass in Deutschland eine Sache auch mal Freude bringt oder dass man sich mal mit Freude für etwas einsetzt. Und ich glaube, viele haben mitgemacht, weil sie das gespürt haben, und darauf bin ich tatsächlich stolz. Natürlich haben wir dann gleich

wieder die Bleidecke auf den Kopf gekriegt, aber im Kern ist es ein Gefühl, das geblieben ist. Ich denke, die drei Begriffe, die immer dabei waren, sind Toleranz, Intoleranz und Ignoranz. Vor allem Ignoranz. Wenn einer ignorant wurde, dann bekam er gleich das Gegenteil von dem, was er wollte. Auch jetzt noch: Wenn jemand anfängt, jemanden ignorant zu behandeln, und ihn nicht anhören will oder keine Zeit für ihn hat, dann ist er dran, dann ist er einfach ziemlich bald fertig. Diesen Kampf führe ich immer noch sehr gerne, da bekomme ich sehr viel Kraft. Darum: Ignoranten bitte kommen, das pusht das Immunsystem und das kann ich zurzeit gut gebrauchen.

Also, wie geht es mir gerade? Ich nehme diese Frage jetzt mal ernst und da muss ich sagen, es ist leider so, dass nach den Flitterwochen die Metastasen wieder aufgetaucht sind. Man muss sich das mal vorstellen: Ich habe seit einiger Zeit etwas in mir, was nicht sterben will. Die Unsterblichkeit ist in mir zu Gast. Und diese Unsterblichkeit kann töten – mich. Der Gottvater oder der Herrgott oder wie auch immer der heißt, kann auch nicht sterben. Ist aber allmächtig. Wie geht denn das, dass jemand allmächtig ist, aber nicht mal sterben kann? Sterben kann doch jeder. Aber Gott nicht! Gott ist unsterblich – das sagt sich so leicht, das ist ja auch sehr schön für ihn, herzlichen Glückwunsch! Aber in mir ist auch das Unsterbliche, weil dieser Krebs keinen Schalter zum Ausschalten hat bzw. die anderen Zellen drum herum den Schalter nicht finden. Das geht immer weiter. Eigentlich ist Gott wie der Krebs, der muss auch immer weitermachen, der kommt auch nicht zu Potte. Und wenn es eine Gemeinsamkeit gibt zwischen Gott und mir, dann ist es vielleicht der Schmerz: der Schmerz Gottes, dass er nicht sterben kann, mein Schmerz, dass ich nicht Gott sein kann. Dieses Voneinander-getrennt-Sein verbindet kolossal.

Das sind solche Gedanken, die einem ständig durch den Kopf gehen. Über all das und auch über meine Kämpfe gegen die katholische Bildersoße in mir habe ich vor ein paar Tagen mit einem wunderbar klugen und lieben katholischen Theologen gesprochen. Johannes Hoff heißt er, unterrichtet in Wales und denkt sehr anders: Meister Eckhart, Cusanus, Dekonstruktion, radikale Orthodoxie und ich weiß nicht, was noch, alles ziemlich durcheinander. Aber es ist ein schönes Durcheinander, ein sehr entspannendes Durcheinander. Man hört gerne zu und hat das Gefühl, dass Gott selbst gerade gar nicht das Thema ist, dass es auch mit den Heiligen nicht mehr diese ganzen Querelen gibt: Wer ist denn hier zuständig? Kommt Erzengel Gabriel? Oder kann mir Antonius helfen? Was ist mit dem heiligen Michael? Wo ist der Drachen? Man hat wirklich ziemlich viele Bilder im Kopf, man ist echt vernebelt von den Bildern im Katholizismus. Es funktioniert ja auch glänzend, wenn man dran glaubt. Vor Kurzem war mal ein Kettchen weg, da hab ich dem heiligen Antonius Geld versprochen – und zack, war das Kettchen wieder da, ist ja klar. Und Erzengel Gabriel hat mir meinen tollen Arzt besorgt, natürlich. Wenn man aber total abhängig davon wird, wenn man seine Autonomie verliert, dann ist das entsetzlich. Und genau das will die katholische Kirche ja mit ihrem Brimborium: Sie will, dass wir unsere Autonomie verlieren, sonst hätte sie das Kostümfest in Rom nicht erfunden. Dieser Karnevalszug im Petersdom ist im Kern nur dazu da, uns erst zu benebeln und dann aufzutrupfen: »Du bist blind, du bist dumm, du bist schuldig, aber der Papst und die Kirche sehen und wissen alles.« Ja, und? Was habe ich davon, wenn die alles sehen und ich nix? Das ist doch lächerlich! Damit verrät die Kirche doch den christlichen Gedanken. Weil sie die Beziehung

zu Gott und zu der ganzen großartigen Schöpfung monopolisiert und so den Menschen seiner Autonomie beraubt und ihn klein macht.

Und Johannes Hoff sagt eben, das Bescheuerte sei, dass man Gott damit beschränkt. All diese Limitierungen, die wir als kleine Christenwürmer permanent vornehmen, sind falsch: Gütiger Gott, allmächtiger Gott, ewiger Gott, barmherziger Gott – alles Limitierungen. Bescheuerte Kleine-Kinder-Begriffe, die wir ihm anheften und meinen, damit könnten wir ihn irgendwie fassen. Weil wir nun mal kleine Menschen sind und uns freuen, wenn Gott auch mal etwas menschlicher dreinschaut. Das funktioniert aber nicht, wenn's drauf ankommt. Im Gegenteil, das macht einen fertig. Und Johannes Hoff sagt, nein, das sei es nicht, sondern Gott sei eben alles und nichts, das Nichts von Etwas oder das Etwas vom Nichts – hat Adorno auch schon gesagt. Und das Wichtigste ist vielleicht gar nicht mal der Gedanke ans Jenseits, sondern der kleine Kaktus auf dem Flügel. Dieser kleine Kaktus war das Wichtigste für Adorno, das hat er wohl auch mal gesagt.

Ich habe auch so einen Kaktus. Noch ist er für mich nicht das Wichtigste, aber vielleicht kommt der Moment noch und vielleicht werde ich dann ganz entspannt sein und habe nur noch diesen Kaktus und mich. Dann kommt der Abschied, ich falle nach vorne in den Kaktus und bin einfach weg. Aber zurzeit hoffe ich doch noch sehr, dass dieses neue CT ergibt, dass da kein Krebs mehr ist. Und dann müssen wir eben weitersehen.

Das Gefährliche ist ja, dass der Krebs einen zermürben will, er will einem die ganze Zeit mal von rechts eine reinhauen, mal von links oder dann wieder von vorne überraschen. Das sind alles Sachen, die einem so wahn-sinnig viel Energie abziehen, dass man sich schon fragt, wie denn da jetzt die Währung aussehen soll, mit der

man das alles sinnvoll umsetzen kann. Ich habe ja das große Glück, dass ich tolle Freunde habe, auch an den Theatern. Der Armin Petras vom »Maxim Gorki Theater« zum Beispiel. Der sagte damals, nimm doch einfach deine Texte aus dem Krankenhaus und bring sie in irgendeiner Form auf die Bühne. Er hat mir dafür einfach das Studio überlassen, völlig ohne Druck. Die erste Vorstellung fand nur für Freunde statt, keiner von den Journalisten wusste etwas davon. Das war eine unglaubliche Befreiung, diesen Schritt zu machen, zu sagen, ich beginne noch mal, ich versuche, mich mal irgendwie auszudrücken. Es war aber auch verdammt schwer, weil ich mir selbst natürlich nicht getraut habe. Ich hab über Jahrzehnte hinweg immer wieder gehörig die Glocke geläutet, hier provoziert und da gebrüllt, ich hab alles Mögliche gemacht und mich nie geschont. Das war teilweise schön, teilweise war es auch nicht so schön. Und plötzlich ist es so, dass ich diese Glocke gar nicht mehr so wichtig finde. Inzwischen genieße ich es, rauszugehen in die Natur und festzustellen: Mensch, super, die ganzen Würmer, die ganzen Tiere sind unterwegs, baggern, beißen, lutschen rum, sind am Furzen und am Machen, pflügen alles um – der Wahnsinn. Und ich muss sie nicht anbrüllen, die machen das einfach so. Auch ohne mich. Früher habe ich ja alle angebrüllt, im Garten bin ich rumgerannt und hab Pflanzen, Tiere, Bäume angebrüllt, auch Menschen natürlich – jetzt habe ich das aber endlich klar, dass die auch ohne mich unterwegs sind. Zumindest klarer als früher. Und dann bin ich für Momente ganz entspannt und kann mich selbst befragen: Was war denn das für ein Leben, was du bisher gelebt hast? Bist du der geworden, der du sein wolltest, oder versuchst du nur, etwas zu imitieren? Was willst du jetzt noch machen? Weißt du irgendwann, wer du wirklich bist?

Meine Urszene

Ich denke, angefangen hat alles 1968, als all diese wahn-sinnig engagierten und unglaublich sportlichen Leute unterwegs waren. Im Jahr der Revolution, die uns immer noch beschäftigt und die scheinbar nie, nie zu Ende geführt werden kann: Ich war acht Jahre alt und mein Vater hantierte mit seiner neuen Doppel-8-Kamera herum, machte Aufnahmen beim Familienspaziergang, im Sommerurlaub am Strand von Norderney, bei Bauer Mewes im Sauerland, überall, wo wir unterwegs waren.

Das sah für die Leute, die damals der Familie Schlingensief begegneten, wahrscheinlich ziemlich merkwürdig aus. Nach 15 Sekunden musste mein Vater nämlich die Kamera immer wieder aufdrehen, um weiterfilmen zu können. Meine Mutter und ich liefen also irgendwo in der Landschaft herum, mein Vater mit der Kamera hinter uns her. Nach 15 Sekunden rief er »Stopp«, wir blieben stehen und warteten, mein Vater kurbelte, dann hieß es »Jetzt« – und wir konnten weitergehen. Meine Mutter und ich alle 15 Sekunden in der Erstarrung, dann wieder Bewegung, dann wieder Erstarrung – und mein Vater schraubte die ganze Zeit wie ein Wilder an seiner Kamera. Das hatte etwas von dieser Abenteuer-Kinderserie mit dem Bumerang. Das weiß ich noch, da konnte ein Junge mit seinem Bumerang die Welt zum Stillstand bringen. Immer wenn der Bumerang hochflog, war alles eingefroren. Und der Junge konnte losrasen und die Täter festnehmen. Ich fand's großartig.

Mit einer Doppel-8-Kamera zu drehen, bedeutete auch, dass erst eine Hälfte des Films belichtet wurde, später im Rücklauf dann die zweite. Wenn die erste Hälfte belichtet war, musste man also irgendwohin gehen, wo es dunkel war – unter die Bettdecke oder aufs Klo, egal, Hauptsach-

che, dunkel –, und die Filmspule umlegen, um die zweite Hälfte zu belichten. Dann packte man die Spule in eine Tüte, schickte das Ganze zu Kodak zum Entwickeln – und nach 14 Tagen kam der Film zurück, in der Mitte längs durchtrennt und beide Teile aneinandergeklebt. Und schließlich knatterte dieser Film durch den Projektor, der ja eine feste Bahn vorgibt, von oben nach unten, und hinten wieder raus – ungefähr ein Lebensweg, würde ich sagen. Nur dass es wie im Leben ziemlich mühsam ist, dieser Bahn zu folgen, die Fehlerquellen auszuschalten oder Stillstand zu verhindern: Die Schärfe muss man nachdrehen; möglichst ohne Dreck muss das Ganze ablaufen, da darf kein Flusen reinhängen, sonst hakt's, kein Fixiersalz mehr auf der Spule kleben, sonst stinkt's und raucht; man muss auf den Bildstand aufpassen, damit nicht plötzlich der Kopf unten und die Beine oben sind, und, und, und – viel hat die Filmtechnik mit dem Leben zu tun.

Der Filmprojektor hatte mich immer schon interessiert, aber endgültig infiziert war ich, als wir eines Tages dasaßen und einen Film sahen, der doppelt belichtet war. Mein Vater war wohl so euphorisch gewesen mit seiner Kamera, dass er die Spule unter der Bettdecke in diesem Fall zweimal umgelegt hatte. Da kommt also nach 14 Tagen der Film zurück, die Familie sitzt im Wohnzimmer, Vorhänge zugezogen, alle sind aufgeregt und schauen erwartungsvoll auf die Leinwand, der Projektor wird vorgewärmt, beginnt zu knattern und zu stinken, es geht los: Ich sehe, wie meine Mutter und ich am Strand liegen – aber über unseren Bauch laufen plötzlich Leute. Das heißt, irgendwelche anderen Personen laufen über uns drüber bzw. durch uns durch. Ich weiß noch, dass ich begeistert war: »Aber wieso? Da waren doch keine anderen Leute am Strand! Wir haben irgendwo Milchreis mit Zimt und Zucker gegessen und sind dann zum Strand

gegangen, klar, das stimmt, aber da waren definitiv keine anderen Leute ...« Mein Vater hat's mir dann erklärt.

Man war damals als Kind ja noch nicht so geschult wie heute, gerade mal drei Fernsehsender gab's. Der eine hatte ein verrauschtes Bild mit Ton, der zweite Bild, aber keinen Ton und der dritte Kanal hatte beides, aber permanente Störungen. Einmal durfte ich einen Boxkampf im Fernsehen sehen, da soll ich vier gewesen sein. Meine Mutter war in der Küche, ich saß im Wohnzimmer und sah zu, wie die Männer aufeinander einschlugen. Als einer der beiden k.o. war, habe ich angeblich den Fernseher ausgemacht und zu meiner Mutter nur gesagt: »Mann tot, Fernseher aus.« Wochenlang habe ich kein Fernsehen mehr geguckt, weil der Mann ja k.o. war, also weg, nicht mehr auf Sendung sozusagen. Auch ein Zentralerlebnis, weil bei »Dick und Doof«, bei Charlie Chaplin oder »Fuzzy dem Banditenschreck« (eine Lieblings-sendung meines Vaters und mir) alle K.-o.-Geschlagenen sofort wieder aufstanden. Genauso bei »Tom und Jerry«. Da standen selbst die Explodierten wieder auf oder die von Steinplatten Plattgekloppten. Also was war denn nun die Wahrheit? Wie ging das alles zusammen?

Und dann die Leute auf meinem Bauch, ganz klar zu sehen, aber nicht wirklich real. Genau 1968 fand im Filmmaterial für mich die Revolution statt, die Revolution der Irritation. Ich glaube, von da an fing das an mit den Fragen: Was ist denn da los? Was stimmt denn da nicht? Wo ist der Fehler? Und später dann: Was ist, wenn das gar kein Fehler war? Wenn wir in Wahrheit alle doppelt, dreifach, vierfach belichtet werden? Wenn das Leben der Hauptdarsteller ist, der unsere Pläne ständig durchkreuzt, der unsere Ideen, wie unser Leben sein müsste, permanent hintertreibt? Und wir alle wahnsinnig damit beschäftigt sind, diese Mehrfachbelichtungen und Über-

blendungen zu ignorieren bzw. zu bekämpfen, statt sie produktiv zu nutzen?

Natürlich habe ich mir diese Gedanken nicht alle mit acht Jahren gemacht. Aber dieses Bild von meiner Mutter und mir mit den anderen Leuten auf unseren Bäumen fällt mir immer wieder ein, wenn ich darüber nachdenke, was mich im Leben und in der Kunst antreibt. Vielleicht ist dieser Moment meine Urszene, da habe ich begriffen, dass das hier auf der Welt nicht ganz so problemlos laufen wird, wie wir uns das im Mutterleib vorgestellt haben. Da hat's geblubbert, man wurde geschaukelt – manchmal ziemlich heftig geschaukelt, Irritationen gab's da sicher auch schon genug –, aber insgesamt lief es doch vermutlich relativ unkompliziert. Und dann irgendwann der Knall, man rutscht raus, startet ins Leben, rast los, hierhin, dahin, und irgendwann stellt man fest: Man wird nicht der, der man sein wollte, man kann es gar nicht werden, weil die Unschärfe ins Spiel kommt und man permanent neu belichtet wird. Oder weil man schon vorbelichtet ist, wenn man loslegen will. Wir gehen nicht unbelichtet in die Dinge, da bin ich sicher. Ich zum Beispiel musste für meine Eltern sechs Kinder darstellen. Ich hatte zumindest immer dieses Gefühl, weil meine Mutter und mein Vater eigentlich sechs Kinder haben wollten, es aber erst nach neun Jahren geklappt hat. Das heißt also: Neun Jahre Rumrödeln im Bett, dann kam ich endlich auf die Welt, danach wieder Rumrödeln, aber da kam dann niemand mehr. Ich bin also seit 1960 auf der Welt und habe den Auftrag, sechs Kinder darzustellen. Sechs Personen in mir am Start, die bis heute tun und machen – eine sechsfache Belichtung, eine Totalschizophrenie.

Das ist natürlich mein eigenes Problem, wahrscheinlich hat nicht jeder mit sechs Leuten in sich zu kämpfen.